

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 6

18. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 31. März 1954

Philosophie

Lebensweisheit: Auguste Valensin S. J.: «Man macht zuviel Theologie — *Das Buch «Lebensweisheit» von Robert Saitschick* — Lebensweisheit ist nicht nackte Philosophie — Die Bedeutung des Gemütes als Öffnung zum Glauben — Die Einfachheit — Der Heilige und der Weise und das Genie — Die Schrecken des Alleinseins und die Bedrohung durch die Psychotechniken — Die Zeitenwende nach Romano Guardini.

Theologie

Gibt es den «Katholischen Staat»? (eine theologische Untersuchung): Staat ist nicht Gesellschaft — *Die historischen religiösen Staaten:* der jüdische Staat im Alten Bund — Mohammeds Staat und die islamischen Staaten der Neuzeit — die vorchristlichen Staaten — *Grundlegende Erwägungen:* In der naturrechtlichen Ordnung: Staat zur Religion verpflichtet — aber begrenzt — Das revolutionäre Ereignis des Christentums: der Staat wird säkularisiert — Der Dualismus Kirche-Staat — Des Papstes Gelasius klassische Formulierung.

Politik

Zu den Berliner und Genfer Gesprächen: Ein Gespräch Montesquieus mit Macchiavelli in der Unterwelt über die Dialektik der Despotie.

Literatur

Zu Neuerscheinungen in England: Englische Eigenarten: Philip Hughes «The Reformation in England» — Die Anglikaner und Lamennais — *Die Spannung von Prophet und Priester:* Dr. Alex Vidler: «Prophet and Papacy» — Philip Spencer: «Lacordaire, Michon and Veillot» — *Das Dilemma des katholischen Dichters:* Das Böse porträtieren ohne böse zu sein: Donat O'Donnell «Maria Cross».

Lebendiges Zeugnis

Eherunden in Oesterreich: Einige Zahlen — Ihre Entstehung — Ihre Praxis und ihre Schwierigkeiten — Das Wort des Papstes.

Kunst

Sedlmayr, Hans: Die Entstehung der Kathedrale.

Lebensweisheit

In seinem «Autour de ma foi» finden sich die nachfolgenden Zeilen des kürzlich verstorbenen Père Auguste Valensin S. J., dem früheren Philosophieprofessor an den katholischen Fakultäten von Lyon und dem Präsidenten der «Société des Etudes dantesques»: «Wenn mir auf meinem Totenbett, wider alle Möglichkeit, offenbart würde, ich hätte mich geirrt, denn es gebe kein Fortleben, ja nicht einmal einen Gott, dann würde ich es nicht bedauern, an ihn geglaubt zu haben; ich würde denken, es habe mich geehrt, an Ihn zu glauben; wenn das Universum etwas Idiotisches und Verächtliches sei, sei es um so schlimmer für dieses; nicht ich hatte Unrecht, zu denken, Gott ist, sondern das Unrecht lag bei Gott, nicht zu sein.» Einem seiner Freunde, André Billy, sagte er, nachdem er seine Orthodoxie betont hatte: «Man macht viel zu viel Theologie; ich bin kein Theologe, ich bin Philosoph, platonischer Philosoph.»

Plato hatte die «Liebe zur Weisheit», d. h. er war Philosoph. Die Liebe, die schöpferische Urkraft allen Lebens ist Gott! Plato wusste um das Erstgeburtsrecht des Wortes noch ehe es laut und vernehmlich gesprochen wurde. Er ahnte Jenen, der von sich sagen konnte: «Ich bin das Licht.» Wieviele Philosophen wussten dies nach ihm? Die meisten von ihnen bauten ihre «Systeme» auf. Sie arbeiteten mit dem Hirn, in das die Liebe wohl hineinstrahlen kann, darin aber nicht ihren Sitz hat. Sie blieben an der Peripherie allen Lebens hängen, ohne in des-

sen Zentrum zu dringen. Sie spielten mit dem Wort, wie der Akrobat mit der Gefahr spielt, bis es als seelenlose Hülle in das Netz der Vergessenheit fiel. Weisheit aber ist Lebenskenntnis, ist «ein Überschauchen der Lebensgegensätze, ein Masseinhalten ohne Selbstzufriedenheit, leises Auftreten auf festem Boden». (Robert Saitschick, «Lebensweisheit», Montanaverlag, Zürich, 1953.) Es gibt keine Weisheit ohne Liebe, da ohne diese die Lebensgegensätze niemals überschaut werden können. Jede lieblose Betrachtung führt unweigerlich zur Parteinahme, die einen Teil für das Ganze ausgibt.

«Man macht viel zu viel Theologie» — was meinte damit Père Auguste Valensin? Ist nicht die Theologie, die sich eben mit der Ganzheit, mit der schöpferischen Liebe, mit Gott beschäftigt, die erste, die alles umfassende, die würdigste aller Wissenschaften? Sollte Père Valensin zu jenen Modernisten gehören, die die Kirche von jeher und mit Recht verurteilte? Nein! Denn «ich glaube an die katholische Kirche, weil sie einerseits für mich das einzige Mittel ist, dem Christusbild Bestand zu geben und weil ich andererseits mein Vertrauen in die Heiligkeit setzen kann. Mit der Kirche, Jesus und Gott kann ich mit meinen Ideen nur Katholik sein.»

Und trotzdem hat sein Satz eine tiefere Bedeutung, die sofort ersichtlich wird, wenn man die Welt, so wie sie ist, betrachtet. Um die Menschen zu Gott zu führen, um ihnen und dem Leben einen höheren Sinn und Inhalt zu geben, um nicht

absurd erscheinen zu lassen, zu was immer mehr wertvolle Menschen neigen – genügen dafür die Kirche, die Theologen, die Pfarrer? Wenn ein Mensch nicht glauben kann, was nützt es, ihm von unserem Glauben zu sprechen? Wo ist die Öffnung, die in sein Inneres führt und uns erlaubt, ihm, dem «Realisten», dem «Materialisten», eine Welt zu zeigen, ohne die jeder wahrhafte Realismus zur Utopie wird? Zweifellos durch die Vernunft. Aber durch eine Vernunft, die von der Ganzheit des Lebens ausgeht und die nichts mit den abstrakten, lebensfremden Ideen zu tun hat, die auf den öffentlichen Märkten feilgehalten und preisgekrönt werden.

Diese Vernunft besitzt der Weise, denn bei ihm ist das Hirn nur eine Umschaltstation für das Wesentliche des Menschen: sein Gemüt. «Gemüt ist mehr als Geist, denn das Gemüt besteht als Wurzel, wenn der Geist wie Blütenduft vergeht», sagt der Dichter der «Weisheit des Bramahnen». Oder, wie Goethes «Iphigenie» es anders ausdrückt, wenn sie von den Göttern sagt: «Sie reden nur durch unser Herz zu uns.» Alles, was nicht vom Herzen kommt, jede Vernunft, die von ihm abgeschnitten ist und sich nur in den kalten Höhen des Verstandes bewegt, ist wurzellos und damit dem Tode verfallen. Unser ewiges Gefühl nach Freiheit, unser Widerstand, sie einengen zu lassen, woher kommen sie denn, wenn nicht aus unserem Innersten? Wäre dem nicht so: die Despoten, die Diktatoren, die uns immer mehr einengenden Organisationen, kurz alles, was äussere Macht über den Menschen gewinnen will, wären schon seit langem die unbesiegbaren Herrscher dieser Welt. Nichts könnte uns davor retten, wie eine Hammelherde behandelt zu werden, wenn die Freiheit nicht in uns hineingelegt worden wäre. «War denn Christus nicht die verkörperte Freiheit, die ebenso wenig widerlegt werden kann, wie das Weltall? Hat denn Christus nicht eine Welt über dieser, eine vom Schicksal erlösende Wirklichkeit erschaffen?» (Robert Saitschick; *ibidem*).

Der Weise, der das ganze Leben überschaut und daher nicht nur um die Niederungen, sondern auch um die Höhen weiss, erklärt uns die Dinge auf eine andere Art als der Theologe. Er zeigt das Unsichtbare, Ungreifbare durch das Sichtbare, Greifbare. Er sagt nicht «glaube», sondern «schaue». Er zeigt uns die Widersprüche unseres eigenen Handelns und deren Folgen mit der ganzen ihm eigenen Verstandesschärfe und ohne Umwege. Denn das Wesentliche des Weisen liegt in der Geradlinigkeit und der Einfachheit. «Ohne den Willen zur Einfachheit, kann es keine geistige Gesundheit geben» (R. Saitschick; *ibidem*). Das Denken des Weisen geht, wenn auch auf verschiedener Ebene, mit dem des Heiligen parallel. Denn auch sein Denken geht von derselben Quelle aus: der Liebe und damit von Gott. «An uns tritt das Gebot heran, in Ehrfurcht und Einfachheit an Gott zu glauben, so lange die Kraft des Schauens in uns noch nicht erwacht. Die Lebensfülle in ihrer rätselhaften Beschaffenheit stellt an uns jenes Gebot unbedingt und unausweichlich. . . Der charaktervolle Mensch kann sich bei dem Relativen, Wandelbaren und Vergänglichen nicht beruhigen: er verlangt nach dem Überzeitlichen, nach dem, was über den Menschen hinausragt. . . Für die höchsten Vorstellungen gibt es nur die von altersher geprägten Worte: Sünde, Erlösung, Heil, Heiland, die sich nicht umprägen lassen, wie auch die Vorstellungen, die damit verknüpft sind, nicht umgewertet werden können» (Saitschick; *ibidem*). In der Tat: wer könnte die Liebe umwerten? Wer aber um die Liebe weiss, weiss auch, dass sie dort am tiefsten, am unerschütterlichsten, am treuesten ist, wo sie ihren letzten, einfachsten Ausdruck in dem «Dein Wille geschehe. . .» findet.

Ausser dem Heiligen und dem Weisen ist auch das künstlerische Genie ein Wegweiser zu Gott. Ist es nicht bezeichnend, dass z. B. ein André Malraux, der die Tragik des Lebens mit letzter Deutlichkeit erlebt und erschaut, aber nicht zum Glauben finden kann, in der Kunst und deren Genies allein das Überzeitliche, die Höhe zu erblicken vermag? Selbst von ge-

nialer Veranlagung, versucht er immer wieder aus der Vereinigung, ohne die kein Genie sich auswirken kann, auszubrechen, aktiv in den Lauf der Tragödie einzugreifen, um sie umzuformen. Aber wo er auch stand, im chinesischen oder spanischen Bürgerkrieg, im Weltkrieg, in den inneren französischen Kämpfen um eine neue Sinngebung des französischen Genies, immer war er – allein. Ihm war es bisher nicht gegeben, was Beethoven von sich sagen konnte: «Ich muss mit mir allein leben, ich weiss aber wohl, dass Gott mir näher ist als den anderen in ihrer Kunst; ich gehe ohne Furcht mit ihm um, ich habe ihn jedesmal erkannt und verstanden; mir ist auch gar nicht bang um meine Musik, die kann kein böses Schicksal haben; wem sie sich verständlich macht, der muss frei werden von all dem Elend, womit sich die anderen schleppen.» Wer nur das Tragische im Leben sieht und die Liebe nicht hat, der muss an ihm zerbrechen, wie jener Freund, der, hoch künstlerisch veranlagt, mir eines Tages sagte: «Ich weiss, Sie haben recht, aber – ich kann nicht; ich kann nicht.» Er konnte nicht glauben. Wenige Monate darauf nahm er sich das Leben. Es gibt heute viele «Nächste», die nicht mehr zu «können» glauben. «Sie finden keine richtige Beziehung zu ihren Mitmenschen und zur Lebenswirklichkeit und sind, wie im Tode, ganz allein» (Saitschick). Ja selbst manche Gläubige knien in verzweifelnder, letzter Angst vor dem Altar, ohne erhört zu werden. Nicht weil sie Gott in seiner Barmherzigkeit nicht erhören wollte, sondern weil sie den «Hörer» verloren haben, durch den Gott sich ihnen verständlich machen kann: die Liebe. Wo dieser Kontakt mit der All-Liebe fehlt, ist das Leben entflohen und der Mensch tritt in das Reich der Schatten. «Nicht mit dem Menschlichen, sondern mit dem Göttlichen kommen wir über die Mittelstufe hinaus, sonst zieht uns die Niederung zu sich herab. Gott, Natur, Mensch sind Ausdrucksweisen für unumgängliche Lebensinhalte und dulden kein Durcheinander» (Saitschick; *ibidem*).

Robert Saitschick, der heute 85 jährige, hat in seinem Leben an die zwei Dutzend Bücher geschrieben. Durch alle ziehen sich wie ein roter Faden die Gedanken, die in seiner «Lebensweisheit» den gedrängtesten, geläutertsten Ausdruck fanden. Eine tiefe Lebenskenntnis gibt ihr den Stempel, weshalb sie auch unweigerlich zu Christus führt und zwar ohne Theologie zu sein. Dies ist aber wichtig. Sind doch die Menschen unserer Zeit von einem ungeheuren Drang nach dem Absoluten erfüllt. Der Nichtgläubige sucht es in der Wissenschaft, in der Technik und – wie Malraux – in der Kunst, die, wie er sagt, «dem Menschen erlaubt, weniger Sklave zu sein». Die Abwesenheit der Geistigkeit vergrössert die Angst des vom Geiste seiner Väter geimpften Menschen. Er sieht eine Kultur bis in die Grundfesten erschüttert und hat vor dem, was sich an ihre Stelle zu setzen anschickt, ein Grauen. «Der Mensch ist nicht weniger durch die Psychotechniken als durch die Tierheit bedroht», wie Malraux sagt. Durch die Kunst, durch das in die Ewigkeit wirkende Genie versucht er sich vor diesem «Entweder-Oder» zu retten. Romano Guardini sah eine solche Entwicklung voraus, als er in seinem «Ende der Neuzeit» schrieb: «Die Kultur nimmt religiösen Charakter an. In ihr offenbart sich das Mysterium des Welterschöpfers. Durch sie wird sich der Geist der Welt seiner selbst bewusst und der Sinn seiner Existenz wird dem Menschen begreiflich.» Das Tragische unserer Lage liegt darin, dass der moderne Mensch zwischen «einem Ja und einem Nein wogenden Gefühl schwankt. Empfindet er sein Ringen tragisch, so strebt er dadurch allein schon einer neuen Höhe zu. Das neue Lebensgefühl hat ausserhalb der vertieften und geläuterten Gottesvorstellung keine Stätte und keinen Sinn». Aus dieser unerschütterlichen Lebensweisheit erklärt sich auch das Wort von Père Valensin. Mehr denn je haben wir neben der Theologie den Weisen und das Genie wie alle, die Gottes Stimme in sich hören, notwendig, um auch das Neue, das die Welt erblicken will – gottgefällig zu machen.

H. S

Gibt es den «Katholischen Staat»?

Vorwort der Redaktion: Angesichts einer weltweiten und sich überstürzenden Entwicklung auf dem Gebiet der Technik geraten viele uralte Fragen, die niemals zur vollen Befriedigung gelöst wurden, aber einen gewissen Zustand des Gleichgewichtes erlangt hatten, wieder in Bewegung. Manchmal scheinen sie mit der «technischen Revolution» gar nicht in Verbindung zu stehen, gehen aber (wenigstens indirekt) doch auf sie zurück. Die Technik erzeugt ein Lebensgefühl und ein Denken, das weit stärker an die Gesetze der Natur gebunden und diese ohne alle Romantik voll ernst zu nehmen gewillt ist. Zugleich aber erleben wir gerade in christlichen Laienkreisen ein wachsendes christliches Verantwortungsbewusstsein, das die Werte der Übernatur nicht weniger ernst nimmt. Beide Ströme richten sich zugleich heute vor allem auf die Gemeinschaft: Der Wille, die Gesetze der Natur zu erkennen und zu beherrschen, ist ein Menschheitserlebnis: «Die Menschheit will in Zusammenarbeit, in kollektivem Bemühen.» Es entsteht eine neue Solidarität. (Diesen Gedanken siehe z. B. sehr plastisch ausgeführt in «Der christliche Sonntag», 24. Febr. 1954, Artikel «Das Moped».) Und die Christen erleben ihr Christsein als Christus heute, als in ihnen fortlebender Christus, als Gemeinschaft der Heiligen, als Kirche.

Damit stellt sich unter anderem erneut die alte Frage des Verhältnisses von Kirche und Staat. Ein Teilaspekt davon ist unser Thema: Der christliche Staat. Es geht dabei nicht um den Willen auseinanderzureissen, sondern um restloses Anerkennen der Eigengesetzlichkeit und Eigenständigkeit sowohl des auf das Naturgesetz gegründeten Staates wie der auf die Übernatur gegründeten Kirche. Darnach erst lässt sich die *Verbindung* von Mitglied der Kirche und Mitglied des Staates in einem Menschen, das Zusammenspiel von Christ und Bürger und der zulässige Sinn der Wortprägung «christlicher Staat» ins Auge fassen.

Der vorliegende Artikel wird manche vielleicht in seinen Schlussfolgerungen in Erstaunen setzen, obwohl er sich in Darlegung der zugrundeliegenden Prinzipien streng an die allgemein anerkannten Lehren der Tradition hält. Ähnliche Gedanken finden wir heute auch bei anderen Theologen, so zum Beispiel in dem 1951 erschienenen Buch: «Tolérance et Communauté humaine» (Casterman, Tournai-Paris) oder auch bei Jacques Leclercq: «La Vie du Christ dans son Eglise», deutsch: «Das Leben Christi in der Kirche» (Rex-Verlag, Luzern 1950), im zweiten Teil, Kapitel 3 «Kirche und Staat», besonders S. 269 ff.

Wir sagen nicht, dass mit diesen Ausführungen neue und gesicherte Ergebnisse vorgelegt werden, es ist sogar gerade umgekehrt so, dass manche sehr umstrittene Behauptung hier gewagt wird. Aber sie steht nicht leichtfertig da, sondern als Folgerung typisch katholischer Voraussetzungen, wobei man wohl fragen kann, ob alle in Betracht kommenden Gesichtspunkte beachtet und richtig gegeneinander abgewogen sind. Aber gerade so fordert der Beitrag auf, nachzudenken, und eben an diesem Nachdenken dürfen wir uns angesichts der anfangs genannten beiden Zeitströmungen, des vollen Ernstnehmens der natürlichen wie der übernatürlichen Gegebenheiten, im Interesse einer gewissen technischen Sauberkeit und Ehrlichkeit nicht vorbeidrücken.

Es ist das Schicksal oft gebrauchter Ausdrücke, daß man sich keine Rechenschaft mehr gibt über ihre eigentliche Bedeutung, daß sie zu Schlagwörtern werden, die jeder nach seiner Meinung deutet und gebraucht. Dazu gehört auch der «Katholische Staat». Je nach der Einstellung gilt er als Schreckgespenst, bedeutet blutdürstige Inquisition, Ketzerverbrennung, Unterdrückung der Vernunft, oder man sieht in ihm ein Idealbild, an das man vielleicht mit Heimweh denkt, einen Idealzustand, der mit allen Kräften zu verwirklichen ist. Katholischer Staat ist, wie alle Schlagwörter, in eine Gefühlssphäre des Hasses oder der Liebe eingebettet, die nicht erlaubt, klar und nüchtern zu denken. Dieses Phänomen konnte man kürzlich beobachten, als die Regierung Truman diplomatische Beziehungen zum Hl. Stuhl herstellen wollte. Auch bei der Jesuitendebatte im Kantonsrat Zürich wurde die Gefahr eines «katholischen» Staates heraufbeschworen, d. h. eines Staates der Intoleranz, der Unterdrückung der Andersgläubigen. Umgekehrt wird der katholische Staat als mehr oder minder wirklicher Zustand in Spanien gepriesen, der allein dem katholischen Glauben entspreche. Es ist deshalb notwendig, vorurteilslos die Frage zu untersuchen, ob man von einem katholischen Staat sprechen kann und in welchem Sinn.

Was ist ein Staat?

Zuerst müssen wir uns klar werden, was der Staat ist. Für viele ist er ein allmächtiges und allzuständiges Wesen, das eine bis dahin atomistische Masse zur Einheit zusammenfasst (dies sogar im Staatslexikon IV. Kol. 1807), die Quelle allen Rechtes. Die meisten Juristen sind heute von dieser Ansicht abgerückt, nachdem sie die schlimmen Auswirkungen einer solchen Behauptung erlebt haben. Staat ist nicht dasselbe wie Gesellschaft. Gesellschaft besagt die Einheit aller sozialen Beziehungen, die entweder naturnotwendig – wie die Familie – oder durch freien Zusammenschluss entstehen zur gemeinschaftlichen Erreichung eines Zieles. Die innere Struktur beruht auf dem Prinzip des sozialen Pluralismus, der sagt, dass es eine grosse Mannigfaltigkeit von individuellen und sozialen Zielen gibt, die am besten durch Zusammenschluss oder auch allein verwirklicht werden können. Das Ordnungsprinzip der Gesellschaft ist das Subsidiärprinzip, das besagt, eine übergeordnete Gemeinschaft solle erst dann in Funktion treten, wenn die

untergeordnete Gemeinschaft nicht die Fähigkeit besitzt, ein angestrebtes Gut zu erreichen. Mit anderen Worten: die Gesellschaft weist eine hierarchische Strukturierung auf. Ausser den individuellen und sozialen Gütern, die in der Gesellschaft angestrebt werden, gibt es ein Wohl der ganzen Gesellschaft, pluralistisch in seiner Struktur, aber doch ein Gesamtwohl, das nicht die Summe der Einzelgüter sondern ihre Einheit darstellt und daher einer höheren Ordnung angehört: der politischen. Die im Hinblick auf das Gesamtwohl organisierte Gesellschaft heisst man die politische Gesellschaft oder den Staat. Für manche – besonders die Angelsachsen – ist der Staat nicht die politisch organisierte Gesellschaft, sondern die Organisation der politischen Gesellschaft. Der Staat ist zwar die höchste, aber auch nur subsidiäre Funktion der Gesellschaft. Die einzelnen gesellschaftlichen Kreise haben ihr eigenes Leben und verfolgen ihre Lebenszwecke über die Grenzen des Staates hinaus wie Kunst, Wissenschaft.¹ Der Zweck des Staates besteht in der Herstellung, Bewahrung und Vervollkommnung der Gesamtheit jener öffentlichen Bedingungen und Einrichtungen, durch welche allen Gliedern die Möglichkeit geboten wird, frei und selbsttätig ihr wahres irdisches Wohl zu erreichen.²

Geschichtlicher Rückblick

Bevor wir untersuchen, ob es einen katholischen Staat gibt und worin seine Eigenart besteht, wollen wir zuerst feststellen, ob in der zurückliegenden Geschichte Staaten als religiöse Staaten anzusprechen sind, wodurch sie es waren und ob sich daraus Schwierigkeiten ergaben, die sich vielleicht auch im katholischen Staat auswirken können.

Der jüdische Staat im Alten Bund

Ein religiöser Staat im Vollsinn des Wortes war der alttestamentliche jüdische Staat. Israel war zuerst *kein politischer Begriff*, sondern eine Glaubensgemeinschaft. Der Staat entsteht aus religiösen Motiven, primär durch den Gottesbund, durch die freie Auserwählung Israels zum Volk Gottes. Sein Staatsrecht ist Gottesrecht.³ Der direkte und unmittelbare Herrscher ist Gott selbst, der seine Herrschaft durch direktes Eingreifen in die Ge-

¹ Pesch: «Lehrbuch der Nationalökonomie» I, S. 72.

² Pesch I, S. 160.

³ Proksch: «Theologie des Alten Testaments», S. 100.

schicke seines Volkes betätigt. Die Religion war der staatsbildende Faktor und deshalb regelte das mosaische Gesetz das gesamte Leben des Volkes. Religion und Staat waren in einer innigen, unzertrennbaren Einheit zusammengeschmolzen. Ermöglicht wurde diese Tatsache durch das Eingehen des Gottesbundes mit einem bestimmten Volk, unter Ausschluss aller anderen. Es gab zwar fremdrassige Proselyten, die das ganze Gesetz beobachteten, aber sie wurden nie Vollbürger im eigentlichen Sinn, weil ihnen die leibliche Abstammung von Abraham, dem Stammvater, fehlte, dem die Verheissungen gegeben waren. An dieser Gegebenheit musste auch der Versuch scheitern, einen jüdischen Grossmachtstaat zu errichten mit Einschluss nichtjüdischer Gebiete und Völker.

Aus dieser engen Verbindung von Religion, Volk und Staat folgte notwendig, dass *religiöse und staatliche Führung praktisch zusammenfielen*, denn jeder religiöse Akt hatte staatliche Bedeutung, wie auch umgekehrt. Von Moses über die Richter bis zu den Königen waren die Staatslenker auch die religiösen Führer. Könige wie David und Salomon ordneten den religiösen Kult – soweit er nicht im Gesetz festgelegt war –, nicht die Priester. Das eigentliche Opfer war dem Priestertum vorbehalten kraft göttlicher Erwählung des Stammes Levi, aber es war nicht unabhängig, sondern eine staatliche Institution, die staatliche Funktionen ausübte und unter staatlicher Aufsicht stand. Auch die spätere religiöse Restauration wurde vom Königum betrieben, wie bei Ezechias und Josias, nicht durch die Priesterschaft. Nach dem babylonischen Exil und dem Verschwinden des Königums ging die staatliche Führung aus demselben Grund an die Priester über, so dass wieder religiöse und staatliche Leitung in einer Hand waren. *Der jüdische theokratische Staat⁴ beruhte auf einmaligen Voraussetzungen, die später nicht mehr gegeben waren und die es nie mehr geben wird.* Es war der Irrtum vieler Theologen, diese Einmaligkeit nicht gesehen zu haben und im Mittelalter den theokratischen Staat wieder zum Leben erwecken zu wollen.

Der islamische Staat

In dieselbe Kategorie kann man auch den islamischen Staat einreihen. Auch bei diesem ist das heilige Buch, der Koran, religiöses und weltliches Gesetz zugleich. Auch hier ist – wenigstens ursprünglich – *die Religion die staatsbildende Kraft*. Der theokratische Staat war voll verwirklicht zu Lebzeiten Mohammeds, des Stifters, des religiösen und staatlichen Führers zugleich. Nach seinem Tod und, vor allem, nach der Ausbreitung des Islams über den arabischen Raum hinaus, begannen die Schwierigkeiten. Durch die Eroberungen kamen Ungläubige, die man nicht alle ausrotten konnte, in den Staat, und damit wurde man vor das Problem gestellt, ob religiöse oder staatliche Überlegungen den Ausschlag geben sollten. Auch eine andere Frage war beim Tode Mohammeds nicht geregelt worden: Ursprünglich war die eigentliche Funktion des Herrschers, Vorsteher des Gebetes zu sein. Ein eigentliches Priestertum gab es im Islam nicht, nur Gesetzesgelehrte. Die natürlichen staatsbildenden Faktoren zwangen zur Errichtung von Einzelstaaten, und damit tauchte die Frage nach den Beziehungen zwischen der politischen und religiösen Führung auf. Ein Problem, das bis heute keine zufriedenstellende Lösung gefunden hat, wie die Streitigkeiten bei der kürzlichen Absetzung des Sultans von Marokko zeigten. Der Koran ist für primitive Nomadenvölker geschrieben und passt nicht mehr in unsere moderne Welt. Alle neueren Versuche, echte islamische Staaten zu errichten und sie einzig auf der Grundlage des gemeinsamen Glaubens zu vereinen, scheiterten an den natürlichen Gegebenheiten. Nur ein Versuch gelang bis jetzt, weil hier die natürlichen Voraussetzungen vorlagen: ein kleines Gebiet mit unentwickelter Bevölkerung, primitiver Staatsbildung und strengem Ausschluss der Andersgläubigen: Saudiarabien, die Heimat des Islams. Auch Tibet bewahrte seine theokratische Verfassung bis zu unseren Tagen durch eine rigorose Abschliessung auf Kosten einer gesunden Entwicklung. Die angeführten Beispiele weisen auf die Problematik eines streng religiösen Staates hin.

Religiöse Staaten im weiteren Sinn

In einem weiteren Sinn waren praktisch alle nichtchristlichen Staaten religiöse Staaten. Sie hatten alle ihre eigenen Götter, ihren eigenen Staatskult, doch ohne Ausschliesslichkeit. Den unterworfenen Völkern liess man ihre Götter und den nationalen Kult.⁵ Praktisch huldigte man einem weitherzigen Synkretismus. So das römische Reich, das zwar seine nationalen Götter verehrte, aber allen Bewohnern des Imperiums freie Religionsausübung gestattete, selbst den monotheistischen Juden. Da keine heidnische Religion den Anspruch auf Ausschliesslichkeit erhob, begnügte man sich mit einer unbestimmten Religiosität, die aber das ganze Leben umfasste.

⁴ Josephus Flavius, Gegen Apion II. 16.

⁵ 4 Kg 17, 24 ff.

Die Geschichte lehrt also: Religiöse Staaten in einem engen und einem weitem Sinn haben existiert, und die Frage nach einem katholischen Staat kann mit Recht gestellt werden. Aber schon dieser Ausdruck macht uns stutzig. Katholisch sagt überstaatlich, übernational, weltweit, während der Staat an ein enges Gebiet gebunden, partikulär ist, ausser man phantasiert in weltweiten Imperiumsräumen. Katholisch heisst übernatürlich, nicht von dieser Welt, wenn auch in der Welt, während dem der Staat mit beiden Füßen in der irdischen Welt steht, den Gesetzen der Weltlichkeit voll unterworfen. Andere Religionen können national sein, das Christentum aber nie. Um klar zu sehen, wollen wir die Beziehungen zwischen Religion und Staat auf naturrechtlicher Grundlage untersuchen, «im Licht der Vernunft», und dann prüfen, ob das Christentum hier eine neue Rechtslage geschaffen hat und welche.

Grundlegende Erwägungen

In der naturrechtlichen Ordnung

Der Staat ist die natürliche, höchste Form menschlichen Zusammenlebens zur Schaffung eines weltlichen Gemeinwohls. Er verdankt seine Entstehung nicht dem Zufall oder menschlicher Willkür oder der tatsächlichen Macht (wir sprechen vom Staat in sich); er ist begründet in der sozialen Natur des Menschen, wie er von Gott geschaffen und gewollt ist. Der Staat ist eine *notwendige Gesellschaft* wie die Familie. Daher ist auch die staatliche Autorität nicht die Summe der Autorität der einzelnen Glieder oder von ihnen dem Staat übertragen; sie stammt von Gott, der mit der Schaffung der sozialen Natur des Menschen auch eine autoritative Leitung des Gesamtkörpers gewollt hat. Daraus folgt, dass Staat und Staatsautorität innerhalb der natürlichen Sittlichkeit stehen und ihre Zuständigkeit, wie ihre Beschränkung, vom Naturrecht erhalten. Mit anderen Worten: der Staat ist Gott und seinem Gesetz unterworfen. Diese Abhängigkeit verpflichtet ihn zur Religion, die die Grundlage jeder sittlichen Ordnung ist.

Die Religion ist nicht nur eine Privatsache – eine Auffassung, die der vorchristlichen Zeit vollständig fremd war –, sie ist auch eine staatliche Angelegenheit. Kein Staat ohne Religion, diesen Grundsatz finden wir überall verwirklicht. «Jeder Staat hat seine Religion, wir die unsere.»⁶ Weil die vernunftmässig erkannte *cura religionis*, d. h. Sorge um die Religion, eine Staatsaufgabe war, galt Gottlosigkeit als Angriff gegen die Grundlage des Staates, sie war ein Staatsverbrechen.

Dadurch wurde der Staat aber nie zu einer Religionsgesellschaft oder einer Kirche. Sein Zweck ist immer und überall das irdische Gemeinwohl; die Religion ist für ihn nur soweit eine Aufgabe, als sie das Gemeinwohl interessiert.

Das betont *Thomas von Aquin*: «Das göttliche Gesetz besteht hauptsächlich, um den Menschen auf Gott hinzuordnen; das menschliche Gesetz ordnet hauptsächlich die Menschen zueinander. Deswegen waren die menschlichen Gesetze nur insoweit darum bemüht, etwas über den göttlichen Kult vorzuschreiben als das Gemeinwohl der Menschen davon betroffen war; und deshalb enthielten sie auch viele Bestimmungen über göttliche Dinge, insoweit das zur Bildung der menschlichen Sitten von Vorteil schien.»

Zu diesen Gedanken führt *Suarez* weiter aus, dass «in der rein natürlichen Ordnung der Staatszweck nicht die natürliche Seligkeit des zukünftigen Lebens einschliesst, auch nicht die natürliche Seligkeit der Einzelglieder als solcher hier auf Erden».⁷ «Sein Zweck und Ziel ist das Wohl der gesamten Gesellschaft, damit die Menschen in ihr in Frieden und Gerechtigkeit leben mit genügend materiellen Gütern und der natürlichen Sittlichkeit, ohne die der Friede und das Gedeihen des Staates nicht mög-

⁶ Cicero, pro Flacco 28. Siehe auch Aristoteles, Pol. 8. 8.; Plato in seinen Schriften; Xenophon, Memor. I. 4.; Herodot, Hist. 3. 38; Plutarch, Adv. Colot. 31.

⁷ Sum. theol. I. II. q 99, art 3.

⁸ Quatenus ad singulos homines, ut particulares personae sunt.

lich ist.»⁹ «Eine eigentliche geistliche Gewalt hat der Staat nicht»,¹⁰ denn sie ist ihm «in dieser natürlichen Ordnung weder eigens von Gott verliehen, noch steht sie dem Staat naturrechtlich zu, da die Staatsgewalt die menschliche Ordnung nicht überschreitet; wenn eine ‚cura religionis‘ da ist, dann nur im Hinblick auf und bestimmt durch das Gemeinwohl. Im Naturgesetz wurde alle Regierungsgewalt hinreichend unter der zeitlichen Gewalt mitbegriffen. Der Staat hat nur eine Spur von dieser geistlichen Gewalt, und seine Aufgabe besteht nicht darin, den einzelnen Menschen in der Religion zu erhalten, zu bewahren und zu leiten. Die wahre Religion besteht nämlich in einer inneren Gesinnung, die zu leiten der Staat unfähig ist und wozu ihm die Mittel fehlen.»¹¹ Und das ist leicht verständlich: die wahre Religiosität ist eine Gewissensfrage, welche persönliche Freiheit voraussetzt und daher nicht durch staatlichen Druck erzwungen werden kann.

Der Einbruch der christlichen Offenbarung

Die christliche Offenbarung ist ein Einbruch der Übernatur in die natürliche Ordnung. Sie ist der verpflichtende Anruf Gottes an den einzelnen Menschen, der mit Hilfe der Gnade in voller Freiheit zustimmend zu seinem Heil oder ablehnend zu seinem Verderben zu antworten hat. Die christliche Heilsordnung ist nicht die Aufhebung der natürlichen Ordnung, sondern ein über sie Hinausführen und Hineinführen in eine höhere Ordnung, auf die der Mensch keinen Anspruch erheben kann. Den Auftrag, die Heilsbotschaft zu verkünden, hat Gott einer besonderen Gesellschaft erteilt, die übernatürlich der Stiftung nach, übernatürlich in ihrer Lehre und in ihren Gnadenmitteln ist. Das Christentum ist nicht nur eine Summe von geoffenbarten Heilswahrheiten, sondern ein geschenktes göttliches Leben, das im Einzelnen zu erhalten ist und zum Wachstum gebracht werden soll.

Zu diesem Zweck gründete Christus seine Kirche mit einer unfehlbaren Lehrgewalt, einer unabhängigen Leitungsgewalt, mit göttlichen Gnadenmitteln, die das göttliche Leben spenden und erhalten, mit einem neuen Kult. Die vorchristliche natürliche Gottesverehrung, die dem Belieben des Einzelnen oder der staatlichen Gewalt überlassen war, muss jetzt in dieser bestimmten Form ausgeübt werden. Der christliche Glaube ist nach dem Willen Gottes die einzig rechtmässige Form der Religion und die Kirche die einzig rechtmässige Führerin zu Gott. *Damit ist die natürliche Gottesverehrung ungenügend und die Zuständigkeit des Staates für die cura religionis im oben beschriebenen Sinn erlischt.* Die frühere, den ganzen Menschen umfassende Zuständigkeit des Staates wird eingeschränkt zugunsten einer anderen Gesellschaft, der ausschliesslich alles überantwortet wird, was mit Religion zusammenhängt. *Durch das Christentum wird der Staat in einem noch zu bestimmenden Sinn säkularisiert.*

Hierin besteht das revolutionäre Ereignis des Christentums: Eine klare Scheidung zweier unabhängiger Bereiche und Gesellschaften, zweier unabhängiger Gewalten, jede zuständig für ihren Bereich. Der Dualismus von Kirche und Staat ist die notwendige Folge des übernatürlichen Charakters der christlichen Offenbarung und der neuen Heilsbedingungen. Ein wesentlicher, nicht zu übersehender Unterschied zur alttestamentlichen Offenbarung, in der die geistliche Gewalt diese Autonomie nicht besass. Wenn das römische Reich das Christentum blutig verfolgte, so war der Grund dafür nicht der Monotheismus allein, denn diesen bekannte auch das Judentum und hatte trotzdem freie Religionsausübung. Der Hauptgrund war der Universalismus des nicht national gebundenen Christentums, der Anspruch auf eine Souveränität, die den Staat aus Bezirken verdrängte, in denen er seine Zuständigkeit bis jetzt ausgeübt hatte. Die Kirche leugnete, dass der Staat die einfachhin letzte Form menschlichen Zusammenlebens sei, die Verkörperung der höchsten Werte, in der der Mensch sein Ziel erreichen konnte. Die Christen konnten

noch so sehr ihre Loyalität gegenüber dem römischen Staat beteuern, er fühlte instinktiv, dass hier eine geistliche Revolution sich ausbreitete, die friedlich, aber unbedingt, seinem Anspruch, alle Menschen allein zu ihrem wahren Ziel führen zu können, als selbständige Grösse gegenübertrat.

In diesem Dualismus liegt die Möglichkeit – und wie die Kirchengeschichte zeigt, der Anlass – zu Konflikten zwischen Kirche und Staat, wenn die eine oder andere Gewalt die Grenzen ihrer Zuständigkeit überschreitet. Die Kirche kann und will den Staat nicht verdrängen oder entretchen. Auch in der übernatürlichen Ordnung behält der Staat alle ihm notwendigen Gewalten, um sein Ziel, die irdische Wohlfahrt, zu verwirklichen, wie die Kirche nicht die Aufgabe hat, das irdische Wohl herbeizuführen. Die Kirche lebt und wirkt auf einer höheren Ebene, sie führt den Menschen zu einem Ziel, das der Vernunft und den natürlichen Kräften unerreichbar ist. Gott hat die menschliche Persönlichkeit mit einer gewissen Rechts- und Freiheitssphäre umgeben, die jede Gewalt zu achten hat. In der vorchristlichen Zeit gab es Gewissen, die gegen die Allmacht des Staates und seinen schrankenlosen Machtwillen protestierten. In der christlichen Ordnung ist der Schutz dieser Sphäre nicht mehr allein dem Einzelnen überlassen, der dem Zwang schwer widerstehen kann, sondern einer souveränen Gesellschaft, der Kirche. Der Dualismus ist der von Gott gewollte Schutz der menschlichen Persönlichkeit, denn jede Gewalt hat die Tendenz, sich ungebührlich auszubreiten. Diese Erfahrungswahrheit sprach Papst *Gelasius* in klassischer Formulierung aus:

«Vor der Ankunft Christi waren einige Menschen zugleich Könige und Priester; sie waren es nur als Vorbild und in annoch fleischlichen Diensten, wie das die hl. Geschichte von Melchisedech erzählt. Seitdem aber das Zeitalter des wahren Königs und Priesters in einer Person angebrochen ist, hat kein Kaiser von sich aus den Titel des Priesters geführt und kein Bischof sich königliche Würde angemasst. Denn Christus hat, eingedenk der menschlichen Schwäche, durch eine grossartige Anordnung zum Heil der Seinen weise abwägend die Rechtsbereiche beider Gewalten in eigenständige Betätigungsfelder und wohlgetrennte Würden geschieden. Wollte er doch die Seinen mit der Arznei der Demut heil machen, auf dass sie ihm nicht noch einmal geraubt würden durch menschlichen Stolz. So sollten die christlichen Kaiser für das ewige Leben der Bischöfe bedürfen, die Bischöfe dagegen im Bereich der irdischen Dinge nach den kaiserlichen Gesetzen leben. Das geistliche Amt hält so Distanz von allem weltlichen Ding, denn wer Gottes Kriegsdienst tut, mische sich nicht in die Geschäfte dieser Welt; und umgekehrt vermeide man den Anschein, als wolle der auch die göttlichen Dinge in die Hand nehmen, der die Geschäfte dieser Welt führt. Damit ist für die Selbstbescheidung der beiden Ordnungen gesorgt. Keine kann stolz behaupten, beide Würden zu besitzen, und jede fügt sich in den ihr allein zukommenden Bereich der Betätigung.»¹²

Auch die Kirche muss die Freiheitssphäre der menschlichen Persönlichkeit achten, weil ein echter Glaube ohne Freiheit unmöglich ist. Ein aufgezwungener Glaube ist ein Widerspruch. Die klare Scheidung – nicht Trennung – zwischen beiden Gewalten lehrte *Thomas von Aquin* eindeutig, indem er die weltliche Obrigkeit einzig auf das «natürliche Recht», die geistliche auf die «geistigen Güter» beschränkte: «Gerade wie es den weltlichen Oberhäuptern zufällt, als nähere Bestimmung des natürlichen Rechtes gesetzliche Gebote zu geben für den Bereich des Gemeinnutzens in den zeitlichen Dingen, so geht es die kirchlichen Vorsteher an, dafür Satzungen vorzuschreiben, was den gemeinsamen Nutzen der Gläubigen in den geistigen Gütern betrifft.»¹³ *Leo XIII.* folgt ihm in seinem Rundschreiben *Immortale Dei*: «So hat Gott die Sorge für das Menschengeschlecht zwei Gewalten zugeteilt: der geistlichen und der weltlichen. Die eine hat er über die geistlichen Dinge gesetzt, die andere über die menschlichen. Jede ist in ihrer Art die höchste; jede hat ihre gewissen Grenzen, welche ihr die Natur und ihr höchster unmittelbarer Gegenstand gezogen haben, so dass eine jede wie von einem Kreis umzogen ist, in dem sie sich selbständig bewegt. Was immer daher im Leben der Menschheit heilig, was immer auf das Heil der Seelen und den göttlichen Dienst bezug hat, alles das ist der kirchlichen Gewalt und ihrem Anspruch unterstellt. Alles andere dagegen, was das bürgerliche und politische Gebiet angeht, ist mit vollem

⁹ De Legibus III. 11, 7.

¹⁰ Defensio fidei cath. adv. anglicanae sectae errores, Opera omnia, ed. Vivès. t. 24. lib. 3. 9. 4.

¹¹ De Legibus III. 11. 8.

¹² H. Rahner: «Abendländische Kirchenfreiheit», S. 220.

¹³ S. Th. II. II. q. 147a 3c.

Recht der staatlichen Gewalt untertan; denn Christus hat geboten: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.»¹⁴

Der Staat auch in der übernatürlichen Ordnung – und hier erst recht – bewegt sich ausschliesslich auf der naturrechtlichen Ebene; sein Zweck ist die Schaffung des irdischen Gemeinwohls auf Grund vernunftmässiger Überlegung. Er betritt nie die übernatürliche Ordnung; seine Basis ist die naturrechtliche Sittlichkeit. Der Glaube zerstört diese nicht, baut im Gegenteil auf ihr auf, reinigt sie von falschen Zutaten und führt sie weiter. «Der Staatszweck umfasst gewiss nicht allein die körperliche und rein materielle Ordnung, aber er wird andererseits aus sich selbst und mit Notwendigkeit durch die Grenzen der Natur, des Zeitlichen, umschlossen.»¹⁵ «Seine Zuständigkeit

¹⁴ Herderausgabe I, S. 350.

¹⁵ Pius XI, Non abbiamo bisogno 279. Die folgenden Ausführungen sind, wenn nicht anders angegeben, dem Buch entnommen: Marny,

erschöpft sich innerhalb der naturrechtlichen Grenzen.»¹⁶ Die Aufgabe des Staates ist also nicht, die Menschen zu bekehren, ihnen die Heilswahrheiten zu verkünden, darüber zu wachen, dass sie ihre religiösen Pflichten erfüllen. Dazu fehlen ihm der Auftrag und die Mittel.¹⁷ A. Gommenginger

«Mensch und Gemeinschaft in christlicher Schau» (Dokumente). Paulusdruckerei, Freiburg (Schweiz), 1945. Die Zahlen sind die fortlaufenden Ordnungszahlen im Buch.

¹⁶ Kardinal Pacelli, Lettre à M. Duthoit, 12. Juli 1933, in «Action catholique», S. 505.

¹⁷ Ein Dokument dieser falschen Ansicht möchten wir hier anführen: «Hört, liebe Brüder» – so die missi dominici Karls des Grossen – «durch unseren Mund die Ermahnungen unseres Herrn des Kaisers Karl. Wir sind hierher geschickt zu eurem ewigen Seelenheil. Wir haben die Aufgabe, euch zu ermahnen, dass ihr tugendhaft lebt nach dem Gesetz Gottes und des Staates. Ihr müsst glauben an Gott, den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist...» Monum. Germ. Hist. I. S. 239. (Fortsetzung folgt)

Zu den Berliner und Genfer Gesprächen der Grossmächte

Die westliche Welt will noch immer die Fortsetzung der Gespräche. Begreift sie dabei die Dialektik des Ostens? Sie will zwar in aller Aufrichtigkeit den Frieden. Aber welchen Frieden? Ruhe, in Ruhe gelassen werden, bedeutet nicht Frieden. Friede ist Opfer. An ihren nationalen «Belangen» ersticken die Nationen. Der Kreml wird weiter debattieren, aber seine Garnisonen wird er nicht vom Platze rücken. Churchill tröstete seine Landsleute, die Viererkonferenz sei «nicht ganz erfolglos» gewesen. Malenkows wiederholte Friedensreden scheinen auf ihn Eindruck gemacht zu haben.

Ihm und allen westlichen Politikern sollte in diesen Tagen eine kleine Schrift zum Studium vorgelegt werden, die den Titel trägt: «Gespräche in der Unterwelt». Der aus Lausanne gebürtige Pariser Advokat Maurice Joly ist ihr Verfasser. Gleichsam am Rand der Unterwelt sitzend erhält der Leser einen Unterricht über die Dialektik der Despotie. Geschrieben im Jahre 1864, bietet uns dieser merkwürdige Dialog einen Schlüssel, der auf verblüffende Weise auch die Chiffren unserer Tage enträtselt. Mit seinen «Gesprächen» hat uns Maurice Joly einen Kopfhörer geschaffen, der eine uns unverständliche Sprache in unsere Begriffswelt übersetzt. Vor neunzig Jahren war uns schon gesagt, um was es heute geht.

Begeben wir uns auf die Plätze! Die Bühne, die sich jetzt öffnen wird, ist die Unterwelt. Macchiavels dämonische Majestät wird uns blenden. Dann aber wird es still um uns werden, wie es nach dem Zusammenbruch im Mai 1945 um uns entsetzlich still wurde. Aus dieser Stille dringt leise an unser Ohr die Stimme Montesquieus, des Anklägers des vergewaltigten Rechts, des Demaskierers der Lüge. Hören wir wenigstens einen Akt aus den 25:

«Mo: Wenn Sie die Gewalt zum Prinzip erheben und die Hinterlist zur Regierungsmaxime, wenn Sie bei Ihren Berechnungen die Gesetze der Humanität überhaupt nicht berücksichtigen, dann ist das Recht der Tyrannei kein anderes als das Recht der wilden Tiere. Sie sagen nicht: Es ist an sich gut, sein Wort zu brechen, es ist gut, sich der Bestechung, der Gewalttat und des Mordes zu bedienen. Wohl aber sagen Sie: Man kann Verrat üben, wenn das nützlich ist, töten, wenn es nötig ist, den Besitz seines Nächsten nehmen, wenn das vorteilhaft ist. Infolgedessen hat der Fürst das Recht, seine Eide zu brechen; er kann das Blut in Strömen vergiessen, um sich die Macht zu verschaffen oder sich in ihr zu erhalten; er kann die ausplündern, die er geächtet hat, er kann alle Gesetze umstos-

sen, neue geben und sie wieder übertreten; er kann die Staatsgelder verschwenden, kann bestechen, erpressen, strafen und immer wieder losschlagen.

Mac: Aber haben Sie denn nicht selbst gesagt, dass in despotisch regierten Staaten die Furcht notwendig, die Tugend unnütz, das Ehrgefühl gefährdet ist, dass man einen blinden Gehorsam braucht?

Mo: Gewiss habe ich das gesagt. Aber als ich, wie Sie, die furchtbaren Bedingungen feststellte, durch die sich eine Tyrannenherrschaft aufrecht erhält, tat ich es, um sie zu brandmarken, aber nicht, um ihr Altäre zu errichten.

Mo: Es ist ein unabänderliches Gesetz der menschlichen Gesellschaft, Macchiavelli, dass sie nach der Vervollkommnung, nach dem Fortschritt strebt. Überall bezeugt uns die Geschichte in leuchtenden Lettern, dass die bedeutendsten Völker auch die freiesten gewesen sind.

Mac: Sie unterschätzen die Anziehungskraft der Lehren, die meinen Namen tragen, Macchiavelli hat Nachkommen, die den Wert seiner Lehren kennen. Man hält mich für recht veraltet, und doch werde ich mit jedem Tag wieder jung auf dieser Erde. Ein Herrscher, der heute seine Macht wieder festigen will, wird von Anfang an darauf bedacht sein müssen, alle Parteien zu vernichten, alle einflussreichen Gemeinschaften, wo es solche gibt, aufzulösen und die persönliche Initiative in allen ihren Äusserungen lahmzulegen. Dann wird das Niveau der Menschen, die Charakter haben, von selbst sinken, und alle Kräfte, die sich gegen die Versklavung wehren könnten, werden erschlaffen. Die ständige Unterhaltung einer Furcht einjagenden Armee, die dauernd durch äussere Kriege in Übung gehalten wird, bildet die unentbehrliche Vervollständigung dieses Systems. Es muss dahin kommen, dass es im Staate nur noch Proletarier, einige Millionäre und Soldaten gibt:..

Mo: Fahren Sie nur fort.

Mac: Nach aussen muss man von einem Ende Europas bis zum andern die revolutionäre Gärung anregen, die man im eigenen Lande unterdrückt. Die Agitation für die Freiheit im Ausland lenkt die Aufmerksamkeit von der Unterdrückung im Innern ab. Überdies hält man damit alle anderen Mächte im Schach, bei denen man nach Belieben Ordnung schaffen oder Unordnung stiften kann. Die Hauptsache ist, durch Kabinettsintrigen alle Fäden der europäischen Politik so zu verwirren, dass man die Mächte, mit denen man es zu tun bekommt, ge-

geneinander ausspielen kann. . . Glauben Sie ja nicht, dass ein solches Doppelspiel, wenn es gut durchgeführt wird, einem Souverän etwas schaden kann. Nehmen Sie nun einmal an, ich hätte die verschiedenen geistigen und materiellen Hilfsquellen zur Verfügung, die ich Ihnen eben geschildert habe, und geben Sie mir nur irgend ein Volk. Nun, Sie brauchen mir nicht mehr als zwanzig Jahre Zeit zu geben, und ich werde den unbändigsten Charakter eines europäischen Volkes aufs vollständigste verwandeln und ihn der Tyrannei so gefügig machen, wie den des kleinsten asiatischen Volkes.»

Der Höhepunkt ist die Antwort auf die Frage, was Macchiavelli tun wird, wenn er die Macht in Händen hat:

«Mac: Ich werde Krieg führen, und zwar nach allen vier Windrichtungen. Ich werde wie Hannibal die Alpen überschreiten, ich werde wie Alexander in Indien kämpfen, wie Scipio in Libyen. Ich werde vom Atlas bis zum Taurus ziehen, von den Ufern des Ganges bis zum Mississippi, vom Mississippi zum Amurfluss. Die grosse chinesische Mauer wird sich vor mir auftun. Meine siegreichen Legionen werden in Jerusalem das Grab des Erlösers, in Rom den Statthalter Christi verteidigen. Ihre Schritte werden in Peru den Staub der Inkas aufwirbeln, sie werden in Ägypten über die Asche des Sesostris, in Mesopotamien über die des Nebukadnezar dahinmarschieren. Als Nachfolger eines Cäsar, eines Augustus und eines Karls des Grossen werde ich an den Ufern der Donau die Niederlage des Varus, an den Ufern der Etsch die Schlacht bei Cannä, an der Ostsee die schmachvolle Besiegung der Normannen rächen. Ich würde gewaltige Bauten errichten. Ich würde dem Volke zeigen, dass ich die grossen Bauwerke, zu deren Errichtung man einst Jahrtausende brauchte, niederlegen und sie in wenigen Jahren neu aufbauen kann. Ich werde mir eine Leibgarde halten. Sie wird so gross sein wie ein Drittel des Effektivstandes meiner Armee. Die zahllosen Gebäude, die ich errichten werde, sollen mit meinem Namen bezeichnet werden. Mein Geburtstag soll ein nationales Fest sein. Ich habe festgestellt, dass die Leute wie toll hinter Orden- und Ehrenzeichen her sind. Das kostet den Herrscher fast nichts, und er kann sich mit ein paar Stückchen Stoff, mit et-

was Gold- oder Silberblech treue Anhänger erwerben. Ich würde so ziemlich ausnahmslos alle dekorieren, die das von mir wünschen. Ich würde aus diesen Ehrenzeichen ein Abzeichen machen, das alle mir ergebenen Untertanen zusammenschliesst. Ich bin überzeugt, dass ich für den Preis dieses Abzeichens elf Zwölftel der Männer meines Reiches kaufen kann. Meine Statue, meine Büste, Bilder, die mich darstellen, sollen in allen öffentlichen Räumen, besonders in den Sitzungssälen der Gerichte zu sehen sein.

Mo: Neben dem Bilde Christi?

Mac: Nein, aber ihm gegenüber. Denn die souveräne Macht ist ein Ebenbild der göttlichen Macht. So verbindet sich mein Bild mit der Vorstellung von der Vorsehung und der Gerechtigkeit.

Mo: Ist dieser scheussliche Traum nun zu Ende?

Mac: Ein Traum! O nein, Montesquieu! Zerreißen Sie Ihren ‚Geist der Gesetze‘, bitten Sie Gott, dass er Ihnen in seinem Himmel das Vergessen schenkt; denn jetzt wird die furchtbare Wahrheit kommen, von der Sie wohl schon etwas geahnt haben. Das alles, was ich Ihnen gesagt habe, ist nicht geträumt.

Mo: Was wollen Sie damit sagen?

Mac: Das, was ich Ihnen beschrieben habe, alle diese ungeheuerlichen Dinge, von denen sich unser Geist abwendet, dieses Werk, das nur der Teufel selbst vollbringen könnte, das alles ist vollbracht, das alles gibt es, das alles gedeiht im vollen Sonnenlichte, jetzt, zu dieser Stunde an einer Stelle dieser Erde, die wir verlassen haben.»

Der Vorhang fällt – nein! die Unterwelt schliesst nicht. Das Gespräch zwischen den beiden wird nicht abreißen, solange es Zeit gibt. Jolys Absicht ist klar, er will das öffentliche Gewissen aufwecken, die Verschwörung des Bösen entlarven, die Verzagten zum Kampfe für das Gute vereinigen. Das ist die Lösung auch unserer Stunde: *Erkennt den Feind!* Wir stehen in der Zeit, «wo Gott keine Freude mehr an ihr hat und Er abermals alles zusammenschlagen muss zu einer verzüngten Schöpfung» (Goethe).
Fr. Kiefer

Glossen zu Neuerscheinungen in England

Für die geistige Einstellung der Katholiken wie der Anglikaner im heutigen England ist es bezeichnend, dass der Jahrhundertfeier des Todes von Lamennais, am 27. Februar, mit zwei Werken gedacht wurde, die beide aus der Feder anglikanischer Autoren stammen. Vielleicht vermögen die englischen Katholiken das Werk des Begründers der christlichen Demokratie und der liberalen katholischen Bewegung in Frankreich noch nicht mit der gleichen ruhigen Sachlichkeit zu beurteilen, wie dies in Frankreich schon länger geschieht. Der Grund liegt wohl in der stark antiliberalen Einstellung, die den englischen Katholiken stets eigen war, und die sich auch hier noch auswirken mag, obwohl zwischen dem kontinentalen, laizistischen und kirchenfeindlichen Liberalismus und der freiheitlichen englischen liberalen Richtung des vergangenen Jahrhunderts ein gewaltiger Unterschied besteht. Schliesslich waren Manning, Newman und andere bekannte Konvertiten aus dem religiösen Liberalismus der anglikanischen Kirche fliehend zum Katholizismus gekommen, und es ist verständlich, wenn die englischen Katholiken, den religiösen und politischen Liberalismus nicht so genau unterscheidend, vom Kontinent her in ihrer Abneigung gegen den eigenen politischen Liberalismus bestärkt wurden.

Da andererseits die englischen Konservativen stets betont staatskirchlich gesinnt waren und die «Whigs» den englischen

Katholiken ihre bürgerlichen Freiheiten eigentlich nur aus Zweckmässigkeitsgründen erkämpft hatten, lässt sich die heute noch bestehende Zwischenstellung des englischen Katholizismus leichter verstehen. Einer religiösen Minderheit, die erst langsam neue Wurzeln im kulturellen und sozialen Boden ihres Landes schlagen muss, fällt das nie leicht.

Es ist eine der Ironien dieser Situation, dass sich katholisierende Anglikaner mit kontinentalen Katholiken oft leichter verstehen als mit ihren eigenen katholischen Landsleuten.

Hinzu kommt, dass auf dem Kontinent das historische Verständnis der englischen Reformation unzureichend ist. Constants These von dem blossen Schisma unter Heinrich VIII., das sich erst unter Elisabeth I. zur eigentlichen Häresie erweiterte, wird ausserhalb Englands wohl allgemein als richtig angesehen. Das Werk des englischen Kirchenhistorikers Pater Philip Hughes, «*The Reformation in England*», korrigiert in den beiden bisher erschienenen Bänden (Band I bis 1540, Band II bis 1558; Hollis u. Carter, London) diese Sicht und erweist wohl ausser jedem Zweifel, dass von Anfang an in dem Kirchenreglement Heinrich VIII. häretische Elemente vorhanden waren, die sich allein schon aus der Zerstörung der Altäre und dem Messeverbot belegen lassen. Father Hughes zeigt in seinem zweiten Band «*Religio Depopulata*», dass bereits beim Regierungsantritt der Maria Tudor – die eine fünfjährige Re-

staurationszeit herbeiführte – England keineswegs mehr als katholisches Land bezeichnet werden konnte. Zweifellos stand die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung im Herzen auf Seiten der katholischen Lehre und des katholischen Zeremonials, besonders der Messe, gegen die Neuerungen des «Prayer Book» und der «Articles». Aber diese Mehrheit war nicht katholisch genug, um den protestantischen Einflüssen der Regierung Eduard VI. oder deren Wiederherstellung unter Elisabeth 1559 einen allgemeinen Widerstand entgegenzustellen. In der Gesamtbeurteilung dieser entscheidenden Jahre macht sich Father Hughes den Satz des heiligen Bischofs John Fisher zu eigen: «Die Festung wurde sogar von den eigenen Verteidigern verraten.» Die katholischen Bischöfe hatten durch die Annahme der königlichen Obergewalt unter Heinrich VIII. den Abfall des ganzen Landes vorbereitet und sie waren es, durch deren Wankelmüt und Verrat Hunderte von Priestern und Tausende des einfachen katholischen Volkes vom rechten Glauben abgebracht wurden. Durch die Bischöfe war unter Heinrich VIII. der katholische Glaube, unter Maria Tudor das Kirchenreglement dem Staat untergeordnet worden. Die englische Reformation kam von oben, nicht – wie etwa die lutheranische – von unten, vom Volke her.

Zu Lamennais 100. Todestag

Dieses ganze Staat-Kirche-Problem ist natürlich noch heute von Bedeutung und erklärt vielleicht auch das jetzige Interesse der Anglikaner für Lamennais. Dr. Alex Vidler, Kanonikus von Winchester, hat in seinem «*Prophet and Papacy*» (SCM-Press, London 1954) einen wertvollen kirchenhistorischen Beitrag zu der existierenden Lamennaisliteratur geliefert. Eine reichhaltige Dokumentierung und eine ausführliche Bibliographie machen das Werk besonders wertvoll. Sein Hauptinteresse gilt dem ewigen Konflikt in der Geschichte der Kirche zwischen dem «Propheten» und dem «Priester», den er durch die Gegenüberstellung Lamennais-Papst Gregor XVI. beleuchtet. Seine Sympathien mögen dem abtrünnigen Lamennais, dem Begründer der liberalen katholischen Bewegung Frankreichs, dem Herold des päpstlichen Unfehlbarkeitsdogmas (dreissig Jahre vor dessen feierlicher Proklamierung), dem ersten Verfechter der christlichen demokratischen Idee gehören; andererseits anerkennt er doch auch die schwierige Lage Gregors XVI., der, umdrängt von den europäischen Mächten, die irdischen Besitztümer des Kirchenstaates zu retten suchte, die bisher das Fundament kirchlicher Macht gebildet hatten. Der asketische Papst, ein ehemaliger Mönch und fähiger Diplomat und Administrator, ist unvorstellbar als Führer einer revolutionären katholischen Bewegung, zu dem ihn Lamennais erkoren hatte. Der «Priester» war sich seiner ihm von Gott anvertrauten Mission, das Bestehende zu bewahren, bewusst. Der «Prophet» aber erkannte die Gefahren für die Kirche, die in der engen Verschmelzung von Thron und Altar lagen, mit der dieses «Bestehende» untrennbar verknüpft schien. Er sah ebenfalls die Notwendigkeit, den Katholizismus den freiheitlichen und revolutionären Strömungen anzupassen.

Der «Prophet» wie der «Priester» besaßen Mängel, die den Konflikt noch verschärften. Der Unfähigkeit Gregors XVI., Lamennais «mit der Hand auf dem Herzen zu leiten», wie dies Leó XII. getan hatte, standen die Naivität und Unerfahrenheit in weltlichen Dingen des prophetischen Lamennais gegenüber, seine mangelnde Geschichtskennntnis, die ihn glauben liess, die Theokratien des Altertums und Mittelalters seien als letzte christliche Lösungen anzusehen. Als der Papst den von Lamennais aufgestellten politischen Begriff päpstlicher Macht verurteilt hatte und damit auch seine ganze Philosophie, die die einzige Garantie menschlicher Vernunft in den von der Kirche bewahrten «Traditionen» erblickte, nahm dieser seine Zuflucht zur *Vox populi Vox Dei*. Das freilich war ein Weg, der diesen grossen Gegner des Rationalismus gerade in die Geistesrichtung

zurückwarf und damit auch in den Unglauben. Dr. Vidler bringt diese Entwicklung klar zum Ausdruck. Das Buch schliesst mit dem Jahr 1836. Lamennais betrachtete sich bis dahin als praktizierender Katholik – er war nie ausdrücklich exkommuniziert worden – und seine weitere tragische Entwicklung fällt ausserhalb des Bereiches des Kirchenhistorikers.

Der Wert dieses Buches liegt in dessen Sicht, dass in dem Konflikt zwischen dem Propheten und dem Priester – wem immer auch unsere Sympathien gehören mögen – keiner der beiden «überflüssig» ist, und dass die ständige Spannung in der Kirche zwischen Autorität und Freiheit nicht mit der Alleinherrschaft einer Seite enden kann. Auch bei Lamennais war dies nicht der Fall, der in besonderem Masse die These Paul Landsberg's illustriert, dass die Kirche die «Erbin der Häresie» ist, das heisst als Bewahrerin aller Wahrheit auch die ihrer Gegner – von Irrtümern befreit – aufnimmt. Auch Lamennais prophetische Mission ist so zu verstehen in ihrem Beitrag zur Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas, in der Befestigung des Gemeinschaftsbegriffes im modernen katholischen Denken und in der Anbahnung des Laienwerkes und Freiheitsbegriffes späterer Generationen.

Philip Spencer brachte bei Faber & Faber das Buch «*Lacordaire, Michon and Veillot*» heraus, das auch das Werk Lamennais streift, im grossen und ganzen aber ein weit geringeres Verständnis für die katholische Kirche zeigt als Dr. Vidler. Aber auch Vidler entscheidet sich schliesslich für einen gemässigten «Gallikanismus» als «in der göttlichen Vorsehung berechtigt». Beide Anglikaner sehen Lamennais natürlich im Lichte ihrer eigenen kirchlichen Situation, und man möchte diese mit dem Essay Newmans vergleichen, das 1837 geschrieben wurde, also acht Jahre vor Newmans Konversion. Dieser lobt gerade umgekehrt die ultramontanen Bestrebungen Lamennais, verurteilt aber dessen Unvermögen, zu erkennen, «dass Auflehnung Sünde ist». Newman, im Gegensatz zu den modernen anglikanischen Autoren, vermochte zu sehen, dass hinter der Kirche als menschlicher oder gar als caesaro-papistischer Institution der Begriff des mystischen Leibes Christi verborgen lag.

Das Dilemma des katholischen Dichters

Von religionsgeschichtlichen Themen zur Literatur ist heute kein ungewöhnlicher Sprung. Ein Werk, das über die Inselgrenzen Englands hinaus Beachtung finden sollte, ist *Maria Cross* von einem jungen irischen Schriftsteller, Donat O'Donnell, das bei Chatto & Windus erschienen ist. Maria Cross, die Heldin von Mauriac's Roman «*Le Désert de l'Amour*» wird hier als Symbol des Dilemmas genommen, in dem sich der katholische Romanschriftsteller befindet. Maria Cross wird zugleich von einem Vater und dessen Sohn geliebt; in dem einen erweckt sie mütterliche Gefühle; in dem andern wird sie zum Objekt seines Begehrens. Sie selbst aber wendet sich, unbewusst vielleicht, Gott zu. Donat O'Donnell unternimmt den Versuch, kritisch den Einfluss des katholischen Glaubenslebens auf Dichter zu untersuchen. Er studiert die Werke von fünf Franzosen: Bernanos, Bloy, Claudel, Mauriac, Péguy; von zwei Engländern, Graham Greene und Evelyn Waugh und einem Iren, Sean O'Faolain. Léon Bloy und Evelyn Waugh scheinen nicht gerade «Geistesbrüder» zu sein, alle diese Dichter jedoch «haben anderen Dichtern (die weder ihre religiösen Ansichten noch ihre Gefühlsmasstäbe teilen) eine Macht der Überzeugung voraus, die der intuitiven Harmonie von Mysterium und Leiden entspringt, dem Widerhall der grossen katholischen Glocke. So sehr wir das Band leugnen möchten, sind wir doch alle, wie Raymond und sein Vater, verwandt – durch Maria Cross.»

Das will nun keineswegs heissen, dass in diesem Buch von den Verallgemeinerungen die Rede ist, mit denen der sogenannte «katholische Romanschriftsteller» oft behandelt wird.

Mr. O'Donnell fällt es leicht, mit diesen aufzuräumen. Er untersucht auch den Satz Jacques Maritain's (der in Mauriac's «Dieu et Mammon» näher erklärt wurde), dass es auf die geistige «Stufe des Dichters» ankomme, von der aus dieser das Böse porträtiert, und darauf, ob «seine Seele und seine Kunst rein genug seien, um nicht zum Komplizen dieses Bösen zu werden». So gültig dieses Urteil in der moralischen Ordnung sein mag, so sehr ist es doch auch von den den gläubigen Dichtern angehenden Problemen als klare und einfache Lösung entfernt. Distanz ist nicht mehr Kunst; der wahre Dichter muss zum Komplizen werden. Julian Green sieht diese Identifizierung sogar in dem übertriebenen Ausmasse, dass der eine sündige Welt darstellende katholische Dichter sich mit dieser derart zu identifizieren habe, dass er unmöglich im Stande der Gnade und Romanschriftsteller zugleich sein könne. Dies ist zweifellos eines der brennendsten Probleme unserer Zeit und, wie die ganze Diskussion um die Arbeiterpriester bewiesen hat, keineswegs von rein literarischem Interesse.

Donat O'Donnells Buch wird zur moral-theologischen Lösung des Problems nicht viel beitragen können, obwohl er eher mit Newman als mit Maritain einverstanden zu sein scheint, nämlich darin, dass Literatur «das Leben und die irdische Hülle des natürlichen Menschen, unschuldig oder schuldig, ist». O'Donnell sieht das Problem als Literaturkritiker, für den es keine direkte Beziehung zwischen Maria Cross und «Kunst und Scholastik» gibt. Dennoch lässt sich aus seinen eingehenden

Studien dieser acht Schriftsteller eine Menge lernen, besonders die Unterscheidung zwischen der «Kunst» des Dichters und seiner «schöpferischen Welt», Begriffe, die jedoch keine getrennte, abstrahierte Existenz haben.

Was Greene und Waugh angeht, zeigt O'Donnell eingehend die Hauptmerkmale des letzteren, seinen Humor und seinen Snobismus. Bei Greene's Scobie im «*Herz aller Dinge*» wisse man nie, ob dieser Roman darstelle was Scobie fühlt oder was Scobie zu fühlen sich selbst eingesteht. O'Donnell arbeitet den diesem Roman innewohnenden Zwiespalt heraus, den er in dessen Struktur selbst sieht, so dass «der Leser, der ahnt, dass man ihm einen theologisch-emotionellen Taschenspielerstreich gespielt hat, kaum dafür getadelt werden kann, wenn er nach der fehlenden Karte anderswo sucht als in dem von oder für Scobie ausgeteilten Spiel». Das Kapitel über Mauriac enthält einen Hinweis auf die Notwendigkeit, die chronologische Entstehung dieser Romane in Betracht zu ziehen. Nicht jeder Leser wird mit der Verurteilung von «*La Pharisienne*» als «erarbeiteten und mühseligen Misserfolg» einverstanden sein. Andererseits dürfte dieses Buch alle jene interessieren, die mit dem Verfasser der Meinung sind, dass Dogmen in der Literatur nicht dogmatisch anzuwenden sind und dass die theoretische Diskussion über den «katholischen Roman» sehr häufig verpasst hat, sich damit auseinanderzusetzen, was eigentlich der katholische Dichter sagt, ohne gleich zum Partisanen für oder gegen die sogenannte «Sündenliteratur» zu werden. Roland Hill

Ex urbe et orbe

Eherunden in Oesterreich

Vorbemerkung: Wir brachten vor einiger Zeit einen Bericht über die christlichen Ehegruppen als moderne Form des Apostolates (vgl. «Orientierung» 1953, Nr. 10). Weil in jenem Artikel fast ausschliesslich nur das französische Beispiel berücksichtigt wurde, dürfte der nachfolgende Aufsatz eines jungen Wiener Ehepaares für unsere Leser eine willkommene Ergänzung zu diesem Thema bilden. Vielleicht vermag er auch da und dort neue Anregung zu schenken.

Zu den jüngsten Lebensäusserungen des österreichischen Katholizismus nach 1945 gehören die Eherunden, die bereits an vielen Pfarreien und manchen Ordenskirchen bestehen. Sie wurden weder von «oben her» angeordnet noch von anderswoher «importiert» noch sonstwie künstlich gezüchtet, sondern sind vielmehr aus der Tiefe bester katholischer junger Laienwelt aufgebrochen, die das Fehlen einer artgemässen Brautleute- und Eheleute-Seelsorge als einen bitteren Mangel empfand, dem sie abhelfen wollte. Gleich nach dem Krieg, noch bevor irgendwelche französische und amerikanische Vorbilder bekannt waren, sammelten sich die ersten Runden um einzelne Priester, welche von den jungen Paaren für ihre Idee gewonnen werden konnten. Erleichtert wurden die Zusammenschlüsse durch die Kameradschaftlichkeit der heimkehrenden Kriegsteilnehmer wie auch der Mädchen, die nicht selten in den Jahren der nationalsozialistischen Unterdrückung zu engverbundenen Kampfgemeinschaften und Widerstandsnestern geworden waren. Nun wollten sie den Kampf um ihr Eheideal in nicht minder gefährlichem Milieu auch gemeinsam führen.

Einige Zahlen

In Wien gibt es im ganzen etwa 80 Eherunden. Die Zahl ist im Wachsen und ist nicht genau bekannt, weil manche ganz privat entstehen. Auch in den grösseren österreichischen Provinzstädten bestehen bereits solche Runden. In mancher Pfarrei gibt es gleich mehrere: für jüngere Paare, für Eltern von

Schulkindern usw. Die Teilung erfolgt nach Altersstufen, die ja andere Problemlagen mit sich bringen. In der Pfarrei St. Gertrud (Wien XVIII.) bestehen z. B. vier solcher Gruppen: zwei für jüngere Paare, je eine für Eltern von Schulkindern und für «Neuländer». Die einzelnen Gruppen sind grundsätzlich nicht sehr gross, 6-12 Paare, weil eine erspriessliche Arbeit, eine lebendige Aussprache und der persönliche Kontakt zwischen den einzelnen Paaren sonst nicht gut möglich wäre. In diesen Runden sollen nämlich der Individualismus ebenso wie die unpersönliche Vermassung, die man leider auch im katholischen Bereich feststellen kann, überwunden werden. Deswegen gilt für diese Runden auch der Grundsatz, dass beide Gatten dazu erscheinen, denn ihre Trennung in «gleiche» möglichst «grosse» Männer- und Frauen-Reihen entspringt nicht selten individualistisch-kollektivistischem Denken.

Ihre Entstehung

Die Runden sind, wie gesagt, vielfach spontan, von «unten her» entstanden, sind in diesem Sinn echte katholische Aktion der Laien, die dem Ruf der jüngsten Päpste etwa in der Ehe-Enzyklika Pius' XI. und in den vielen Ansprachen zu Ehe und Familie Pius' XII. aus geistbewegtem Herzen entspricht und antwortet. Da und dort mussten und müssen sich diese Runden erst gegen andersgerichtete Pläne von Priestern und KA-Aktivistinnen durchsetzen, die alle katholische Aktivität nur in den vier «naturständischen» Kanälen, fein säuberlich nach Geschlechtern und Berufen getrennt, dahinfließen sehen möchten – als ob die Ehe nicht auch ein Naturstand wäre und dazu noch ein Sakrament Christi, der für sie bestimmt: «Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen!» – auch nicht in der Kirche und in der seelsorglichen Betreuung. Diese Trennung darf für Eheleute jedenfalls nicht zum Prinzip erhoben werden wie für Ordensleute!

Vielleicht kann die Schilderung eines konkreten Falles die Situation, aus der eine Eherunde entstand, besser beleuchten als viel allgemeines Gerede: Da waren zwei junge Menschen, beide hatten von Kindheit an im katholischen Leben gestän-

den und in den Tagen des Nationalsozialismus in den Jugendgruppen einer Pfarrei eine geistige Kampfgemeinschaft mitaufgebaut. Nun kam der junge Mann aus dem Krieg zurück und fand, dass er in die Jugendgruppe nicht mehr recht passte; das Mädchen befand sich zwar noch immer in der Jugendgruppe, aber ihrer Reife entsprach sie längst nicht mehr. Was sollten sie tun? Beiden blieb der Anschluss an die entsprechende Männer- und Frauengruppe möglich. Doch geschah etwas anderes: sie lernten einander kennen und lieben, beschlossen dem Gesetz Gottes und der Kirche gemäss einen Bund fürs Leben einzugehen – und fanden sich nun in ihrem gemeinsamen Wollen innerhalb des Pfarreilebens in «luftleerem» Raum. Bisher hatte man sie in der Kirche auf jede Weise betreut, nun, in einem entscheidenden Augenblick ihres Lebens, war für sie in der Kirche kein Platz mehr. Wie war es doch: man ging gemeinsam ins Kino, ins Theater, zum Tanzkränzchen, machte gemeinsame Ausflüge, aber ausgerechnet zu Gott, bei der hl. Messe und Kommunion, musste man getrennt erscheinen, sonst wurde man schief angeschaut, als ob man etwas Unrechtes getan hätte. So geschah es, dass diese jungen Menschen ihre religiösen Pflichten zwar weiterhin «getrennt» erfüllten, im übrigen aber dem katholischen Leben der Pfarrei fernblieben, ja sich ihm in vielen Fällen entfremdeten.

In solcher Schwierigkeit fanden sie Kontakt mit einigen gleichgesinnten Paaren, denen es nicht besser erging; sie «holten» sich einen Priester – und so wurde eine Runde von Brautleuten, aus der dann eine der vielen Eherunden auf Wiener Boden erwuchs. Denn wir haben erkannt, dass wir nicht nur vor der Ehe, sondern erst recht in der Ehe die Gemeinschaft mit Gleichgesinnten und eine arteigene «eheliche Seelsorge» brauchen.

Und die Gründe: Die Ehe ist ein Sakrament, also ein Herzanliegen der Kirche; liegt sie aber heute nicht im argen? Kann ein junges Paar auf sich allein gestellt, noch selber in manchem unfertig, den sittlichen Kampf der guten Ehe in der heutigen Umwelt, die vom Krebsgeschwür der Untreue und Ehescheidungen, des Ehemissbrauchs und der Abtreibungen verseucht ist, bestehen – kann es isoliert diesen heroischen Kampf nach innen und aussen überhaupt noch aufnehmen? Hier aber in der Eherunde ist die Gemeinschaft derer, die das gemeinsam wollen, vereint mit dem Priester als dem Stellvertreter Christi, der bei der Hochzeit zu Kana sein erstes Wunder tat – hier ist Christus selbst, der gesagt hat: «Wo zwei oder drei in meinem Namen vereint sind, da bin ich mitten unter ihnen!» und der die Seinen zwar zu zweien ausgesandt hat, sie aber auch zugleich zu einer grösseren Gemeinschaft der «Zwölf» und der «Siebzig» verband. Hier ist also die konkrete streitende Kirche selbst, in einer konkreten und entscheidenden Kampfsituation!

So geschah es in einer Pfarrei. In einer andern fanden sich die jungen Leute durch gemeinsame Einkehrtage, die für Brautleute oder für Eheleute ausgeschrieben wurden. Anderswo waren es Elternlehren, Erziehungsvorträge vor Elternpaaren, die zu regelmässigen Elternrunden zusammenwuchsen. In einer andern Pfarrei brachten zwei, drei Paare, vom Beispiel der Nachbarpfarrei «angesteckt», den Pfarrer oder Kaplan und eine Reihe gleichaltriger Paare zu einer stattlichen und eifrigen Runde junger Eltern zusammen. Wieder woanders ist die Runde aus einem mehrwöchigen Ehevorbereitungskurs (in Abendstunden von Arzt, Vater, Mutter, Priester gehalten), der zur Voraussetzung für die Sakramentspendung gemacht wurde, entstanden und gewachsen.

Nach diesen verschiedenartigen und vielfachen Gründungen von «unten» kam es zu einer Stützung und Förderung von «oben»: Die einzelne Pfarrei soll neben dem Männerhelfer und der Frauenhelferin und den Helfern für die Jugendgruppe auch einen Familienhelfer aufstellen, der für den oft ganz ausfallenden mittleren Menschenkreis von Brautleuten und jungen Eheleuten der Pfarrei zuständig ist. So wurden die Eherunden offiziell als integrierender Teil des Pfarrlebens bestätigt, ihre Laien-Leiter wurden zu Pfarrbeiräten. Von diesen eifrigen Familienhelfern gingen nun neue Impulse aus, neue Gründungen von Runden in den Pfarreien und der Zusammenschluss der Familien der Diözese zum «Katholischen Familienverband», der bis in den staatlichen Bereich hinein die Ehe- und Familienbelange als geschlossener katholischer Block vertreten will.

Wie schauen die einzelnen Runden aus?

Grundsätzlich wird an einer monatlichen Zusammenkunft festgehalten, entweder bei einer Familie oder in Pfarrräumen. Dazu kommt in immer mehr Pfarreien eine monatliche Familienmesse mit angepasster Eheleutensprache und Familienkommunion.

Die Kana-Kongregation, eine Eheleute-Gemeinschaft nach dem Programm der Marianischen Kongregation, z. B. hat: eine monatliche Zusammenkunft ihrer Kleingruppen (sechs bis acht Paare) in einer Wohnung, meist an Wochentagen abends; jeden zweiten Monatssonntag Familienmesse mit Kommunion und Ansprache für alle Gruppen gemeinsam, denn vom Altar her soll die Gemeinschaft gestärkt und belebt werden; mehrmals im Jahre finden Vorträge über Ehe- und Familienbelange in grösserem Rahmen statt, zu denen auch Aussensitzende eingeladen werden; jährliche Einkehrtage oder Exerzitionen der Paare; die einzelnen Paare haben dazu noch die missionarische Aufgabe, auch an der pfarrlichen Familienrunde teilzunehmen, sie nach Möglichkeit zu inspirieren oder wenn notwendig erst zu gründen.

Die Gestaltung der einzelnen Runden ist verschieden: in manchen pfarrlichen Runden wird zuerst Allfälliges behandelt, aus Zeitschriften oder Zeitungen einschlägiges vorgelesen oder darauf hingewiesen; im Hauptteil wird ein Vortrag zu Ehe- oder Familienproblemen gehalten, an den sich eine rege Diskussion anschliesst. Es werden gegenseitige Hilfsmassnahmen oder andere gemeinsame Aktionen angeregt oder geplant. Die Kleingruppen der Kana-Kongregation streben, angeregt durch französische Beispiele, nach spiritueller Vertiefung: Sie beginnen mit einem kleinen Imbiss, einer Agape (auch an die Familienmesse schliesst sich hier ein gemeinsames Frühstück an); ein Lied leitet dann die kurze Bibellesung mit gemeinsamer Erklärung ein, an die sich gemeinsame Gebete anschliessen; dann hält ein Paar der Runde einen kleinen «Vortrag» zum Jahresthema (Sakramente in der Familie, Erziehungsfragen), zu dem auch die andern Paare ihre Fragen und Beiträge bringen. Die Runde soll ein Arbeitskreis, nicht eine Hörergemeinde sein. Deswegen soll auch der Geistliche nicht das «Kommando» führen, sondern inspirieren, klären, die innere geistige Führung haben und behalten. So ist gerade er für den inneren Zusammenhalt der Runden in mancherlei kleinen Schwierigkeiten und Menschlichkeiten in und zwischen den Ehen der Runde gesucht und gern gehört.

Erfolge und Schwierigkeiten

Es besteht kein Zweifel, dass diese konkrete Form katholischer Laien-Aktivität die heutzutage arg gefährdete christliche Ehe und Familie für den unvermeidlichen Kampf stärkt und in ihrer sakramentalen Bindung vertieft. Sie scheint auch die gegebene Form zu sein, die jungen Paare für ihre wichtigen Aufgaben aneinander und an den Kindern zu formen und weiterzubilden. Das gemeinsam gehörte Wort, die gemeinsam erlebte Religion verbindet dazu die Gatten tiefer und macht die Eltern fähiger für ihre gemeinsamen Aufgaben an ihren Kindern. Das Zusammengehen gleichgesinnter Paare fördert ausserdem die gegenseitige Hilfsbereitschaft und die Liebe zu den Kindern, den Mut zu Kindern. In diesen Kreisen findet man heute die kinderfreudigen Familien der sonst sterbenden Großstadt Wien.

So erfährt auch das gesamte kirchliche Leben, das durch den Zerfall des Ehe- und Familienlebens am empfindlichsten getroffen ist, von diesen Runden her neue biologische und geistig-religiöse Auftriebe, erhält neue notwendige Formen christlicher Liebesübung und menschlich-christlichen Gemeinschaftslebens. Wo soll sonst die Erneuerung der Christenheit einsetzen, wenn nicht in den Keimzellen christlicher Ehen? Wo soll die Selbstheiligung der Laien beginnen, wenn nicht in dem Sakrament, das sich die Gatten selbst spenden und durch das ganze Leben fortspenden? Wo soll die christliche Liebe blühen und die Schranken, die Egoismus und Klassengeist zwischen den Menschen errichtet haben, überwinden, wenn nicht in der christlichen Familie? Diesen Zielen aber dienen die Eherunden bisher mit besten Erfolgen. Sie schliessen im Pfarrleben auch jene Lücke, die bislang vielfach zwi-

schen Jugendgruppen und den Gruppen älterer Männer und Frauen klaffte, weil sie den Bedürfnissen der mittleren Altersklassen in Brautzeit und junger Ehe und Familie wirklich entsprechen.

Von diesen Gemeinschaften her wird auch das religiöse Brauchtum in den Heimen, die Tauffeier, die von der ganzen Eherunde mitgestaltet wird, die Frühkommunionbewegung, die Erneuerung der hl. Firmung, die Gestaltung der grossen christlichen Feste und der Familienfeste innerhalb der Heime durch Wort und Beispiel mit viel Erfolg gefördert.

Von manchen Schwierigkeiten des Beginnens war schon eingangs die Rede. Die «Naturstände» glauben da und dort für ihren Bestand in den Pfarreien fürchten zu müssen. Manche meinen, in den Eherunden würden die Leute zu sehr nur für die Familie und den privaten Raum interessiert. Doch die Erfahrung zeigt schon jetzt, dass hier die eigentlichen Stossgruppen für die wahre Erneuerung der Ehe und Familie in Kirche und Staat und damit aller sozialen Ordnungen sich sammeln.

Es bestehen auch konkrete Schwierigkeiten innerhalb der Runden: Eine gewisse Spannung zwischen Akademikern und Nichtakademikern, die aber auch zu gegenseitigem fruchtbarem Verstehen führt; dann eine falsch anerzogene individualistische Enge einzelner Paare, die sich schwer den andern erschliesst, oder die gegenteilige Haltung des zu grossen Interesses, d. h. einer indiskreten Einmischung in den Innenraum der andern Ehe und Familie; aber diese Haltungen Einzelner stören ja auch die einzelne Ehe und Familie in sich und deswegen tut die Umerziehung gerade sehr not, wenn die Ehe und

die Familie und darüber hinaus die grossen Gemeinschaften wieder recht erfüllt werden sollen. Schwierig ist es mitunter auch, den rechten geistlichen Beistand für eine oder mehrere solcher Runden zu finden. Die Seelsorger rufen oft nach guten Ehen, aber sie tun nicht selten recht wenig dafür. Selbst der beste Brautunterricht kann nicht für zwanzig Jahre vorbauen! Müsstes sich die Priester nicht vom Beispiel Pius' XI. und Pius' XII. inspirieren lassen, die so viele Brautleute- und Jungeheute-Audienzen hielten und bei diesen Gelegenheiten in ihren Ansprachen bis in kleinste Dinge des Ehelebens hineinleuchteten? Das würde auch den Anordnungen dieser beiden Päpste ganz und gar entsprechen. Steht nicht schon in «Casti Connubii»:

«Es ist von hoher Bedeutung, dass die Gläubigen über die Ehe *genau unterrichtet* werden: durch das geschriebene und gesprochene Wort, *nicht nur einmal und nur oberflächlich, sondern oft und gründlich*, mit klaren und überzeugenden Gedanken, dass die Wahrheit den Verstand gefangen nimmt und ins innerste Herz dringt.»

Und in «Divini illius magistri»:

«Ganz besonders aber möchten wir eure Aufmerksamkeit, Ehrwürdige Brüder und geliebte Söhne, auf den beklagenswerten Verfall der häuslichen Erziehung lenken. Wir beschwören daher die Seelenhirten um der Liebe Christi willen mit allen Mitteln, durch Katechese, Unterweisung usw. die christlichen *Eltern* nicht so sehr theoretisch und im allgemeinen, als vielmehr *praktisch und im einzelnen* an ihre schweren Pflichten zu erinnern.» Das Ehepaar H. und A. Palka, Wien.

Bücher

Sedlmayr Hans: *Die Entstehung der Kathedrale*. Atlantis Verlag, Zürich, 1950. 584 Seiten.

Ein sehr anregendes Buch mit Ausblicken nach allen Seiten, nicht nur in die Kunst, sondern vor allem in die allgemeine Kulturgeschichte jener grossen Zeit. Ein gewaltiges Material an künstlerischen Denkmälern wie an unzähligen Forschungen auf diesem Gebiet ist hier verarbeitet und zu einer Monographie des Gesamtkunstwerkes der Kathedrale, die eine Welt bedeutet, gestaltet worden, die weit über die Fachkreise hinaus Beachtung verdient.

Sedlmayr betont so manchen Detailuntersuchungen gegenüber (die er übrigens in einem staunenswerten Masse kennt) vor allem den gesamthaften Charakter dieses Kunstwerkes, in dem Architektur, Plastik und Glasmalerei, dazu der feierliche liturgische Gottesdienst und Gesang derart aufeinander bezogen werden, dass sie nicht bloss aufeinander abgestimmt, sondern überhaupt von vorneherein als Teile eines übergreifenden Ganzen von einer Gesamtidée her einheitlich gestaltet sind. Die leitende Idee sieht Sedlmayr in der «Herabholung des Himmels auf die Erde», die nicht bloss Abbildung, sondern eine Art Vergegenwärtigung darstellen soll. Der Autor bringt eine gewaltige Menge von Tatsachen, Interpretationen und schriftlichen Zeugen für seine These bei, und man kann sich deren Gewicht und Interpretationswert nicht verschliessen. Mit berechtigter Kritik begegnet er den rationalistisch-materialistischen Darlegungen und Urteilen des 19. Jahrhunderts und schon dabei auch den berühmten Restaurator der Kathedralen Frankreichs, Viollet-le-Duc, nicht (ohne übrigens seine wirklichen und grossen Verdienste auf dem Gebiete der Architektur zu verkennen). Es bleibt unfasslich, wie man in der Gotik vor allem ein «technisches» Problem der Überwölbung und Verstrebungen sehen konnte, ohne ihrem Geist und Gehalt nahe zu kommen. Das war doch wohl nur dem öden Rationalismus des 19. Jahrhunderts möglich. Wer einmal diese Lichtmystik der glühenden Fenster von Chartres und der riesigen Lichtrosen all der grossen Kathedralen des Mittelalters überhaupt gesehen hat und sich dazu noch vergegenwärtigt, dass es bis heute nicht gelungen ist ähnlich reine, volle und leuchtende Farben wieder herzustellen, der fragt sich benommen, wie es möglich war, ein Jahrhun-

dert, das solche Lichtherrlichkeiten hervorgebracht hat, das «finstere» zu nennen.

Andererseits scheint uns, sagen wir es offen, die Interpretation Sedlmayrs zu einseitig statisch zu sein. Er wird dem gewaltig Strebenden, Himmelstürmenden, dem von innerer Spannung, von Ehrfurcht, und vor allem von der Bemühung und Sehnsucht nach dem Unendlichen dynamisch Bewegten der gotischen Kunst nicht gerecht. Hier hat doch Karl Scheffer in seiner unvergesslichen Studie über den «Geist der Gotik» etwas Richtiges gespürt, was auch von der Ablehnung der Gotik in den südlichen, mehr an der Statik sich freuenden Ländern bestätigt wird.

Trotzdem bietet das vom Verlag grosszügig ausgestattete Buch des Schönen, sorgfältig Geschichtlichen und Geistigen so viel, dass es niemand ohne Gewinn aus der Hand legen wird. Man wird sich freuen, aus der Hand des Verfassers eine angekündigte Gesamtstudie über die Kathedrale von Reims entgegennehmen zu dürfen. J. David.

Eingelaufene Bücher

(Besprechung für ausdrücklich verlangte Bücher vorbehalten)

- Bloy Léon: *Der beständige Zeuge Gottes*. Otto Müller-Verlag, Salzburg. 1953. 428 S. Ganzleinen Fr. 13.70.
- Brandis Clemens: *Oesterreich und das Abendland in der Wende des XIX. Jahrhunderts*. Inn-Verlag, Innsbruck. 1953. 141 S. ö.Sch. 48.—.
- Braun Heinrich Suso: *Das Apostolische Glaubensbekenntnis*. Radiopredigten V. Tyrolia-Verlag, Innsbruck. 1953. 270 S. Kart. Fr. 7.20.
- Büchner Johannes: *Nacht* (Roman). Notizen eines Priesters. Ott-Verlag, Thun, 1953. 292 S., Leinen Fr. 12.25.
- Clemens Münster / Walter Dirks / Gerhard Krüger / Romano Guardini: *Unsere geschichtliche Zukunft*. Ein Gespräch über das Ende der Neuzeit. Werkbund-Verlag, Würzburg, 1953. 108 S., kart. DM 3.60.
- Cullmann Oscar: *Die Tradition als exegetisches, historisches und theologisches Problem*. Zwingli-Verlag, Zürich. 1954. 56 S. Kart. Fr. 5.20.
- Danioth Heinrich: *Der sechste von den sieben Tagen*. NZN-Buchverlag, Zürich 8. 1953. 62 S. Leinen Fr. 7.20.

David Heinrich: Ueber das Bild des christlichen Mannes. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1953. Oktav, 136 S., kart. Fr. 4.55.

Dempf / Folz / Guardini / Spörl: Die Chimäre seines Jahrhunderts. 4 Vorträge über Bernhard von Clairvaux. Werkbund-Verlag, Würzburg. 1954. 96 S. Kart. DM 3.50.

Dillersberger Josef: Matthäus. Band III und Band IV. Otto Müller-Verlag, Salzburg. 1953. Band III 187 S. Band IV 176 S., je Fr. 7.10.

Etang Luc: Gezeichnete. Roman. Drei-Brücken-Verlag, Heidelberg. 1953. 430 S. Leinen DM 12.80.

Etang Luc: Und suchet, wen er verschlinge. Roman. Drei-Brücken-Verlag, Heidelberg. 1953. 448 S. Leinen DM 14.80.

Euringer Richard: Der kostbare Schrein. Verlag Walter AG., Olten. 1953. 216 S. Leinen Fr. 9.90, kart. Fr. 8.30.

Frauwaller Erich: Geschichte der indischen Philosophie. I. Band. Otto Müller-Verlag, Salzburg. 1953. 495 S. Ganzleinen Fr. 16.80.

v. Gagern Friedrich E.: Mann und Frau. Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei, Frankfurt, 1953. 48 S., engl. Broschur DM 1.50.

Gilson Etienne: Les Métamorphoses de la Cité de Dieu. Publications Universitaires de Louvain. 1952. X/294 S. Kart. b. Fr. 110.—

Goldmann Otto: Dorf Schwarzenbruch. Roman. F.H. Kerle-Verlag, Heidelberg. 1953. 215 S. Ln. DM 4.85.

Guardini Romano: Das Bild von Jesus dem Christus im Neuen Testament. Werkbund-Verlag, Würzburg, 1953. 3. Auflage, 128 S., kart. DM 4.50, Leinen DM 6.—

Haag Herbert: Bibel-Lexikon, 5. Lieferung. Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Einsiedeln. 1953.

Handbuch der katholischen Sittenlehre.

Band I: Steinbüchel Theodor: Die philosophische Grundlegung der katholischen Sittenlehre. 2 Halbbände, insgesamt 740 S. Ln. DM 33.—

Band II: Müncker Theodor: Die psychologischen Grundlagen der katholischen Sittenlehre. 334 S. Ln. DM 18.—

Band III: Tillmann Fritz: Die Idee der Nachfolge Christi. 296 S. Ln. DM 16.50.

Band IV: Tillmann Fritz: Die Verwirklichung der Nachfolge Christi. 1. Teil: Die Pflichten gegen Gott; 2. Teil: Die Pflichten gegen sich selbst und gegen den Nächsten. Insgesamt 812 S. Ln. DM 33.—

Band V: Schöllgen Werner: die soziologischen Grundlagen der katholischen Sittenlehre. 424 S. Ln. DM 22.50.

Patmos-Verlag, Düsseldorf. 1953.

Photoapparate - Reparaturen

O. BUSCH Spezialwerkstätte für Photo-reparaturen u. Feinmechanik

Zürich 1 — Rennweg 20 — Telephon (051) 27 90 04

Jetzt Revisionen und Synchronisationen!

Für die Jugendarbeit:

Paul Rusch «Junger Arbeiter, wohin?»

200 Seiten, kart. sFr. 8.80

«Wenn man selbst, wie der Rezensent, sich Jahre im Ruhrgebiet mit den jungen Arbeitern beschäftigt hat, weiss man den Wert eines solchen Buches zu würdigen. Alles ist echt, deutlich und von einem hohen seelsorglichen Willen eingegeben ...»

Die Seelsorger, die sozialen Berufe, suchen oft ein Buch, das sie kurz und lang in die Welt der Arbeit einführt. Hier ist es! Sie ersparen viele Mühe, wenn sie es kaufen und vor allem lesen.»

P. Emil Schmitz S. J. in «Radio Vatikan», Dez. 1953

Im Buchhandel erhältlich

Tyrolia-Verlag / Innsbruck - Wien - München

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Telephon (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII-27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—, Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bfr. 170.— Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Compte Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Kemper Verlag, Heidelberg, Postfach 474, Postcheckkonto Karlsruhe 78739. Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—, Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—, Einzahlungen an P. J. Stübli, Hostrüppgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. f.Fr. 680.—, Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—, Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—.

BURCH - KORRODI

JUWELIER SWB BAHNHOFSTRASSE 44 ZÜRICH TEL. 23 72 43

Schmuck - Tafelsilber - kirchl. Geräte

Die beste Empfehlung:
Stets grosser Mitgliederzuwachs!
**Christlichsoziale Kranken-
u. Unfallkasse der Schweiz**

DAS NEUE TESTAMENT 290

in Kunstleder biegsam gebunden nur Fr. **2**

Die Bearbeitung besorgte der bekannte Theologe Prof. Dr. Josef Kürzinger nach dem neuesten Stand der wissenschaftlichen Forschung auf Grund des Urtextes. Die Anmerkungen sind kurz und prägnant.

Das Format der Taschenbibel beträgt nur 10,5 x 15 cm, die Stärke des Bandes 1 cm bei 320 Seiten Umfang und 3 Karten. Das Papier ist bestes gebleichtes Illustrationsdruckpapier. Der Einband aus Kunstleder wurde biegsam gewählt, damit das Wort Gottes in jeder Tasche bequem mitgeführt werden kann.

SCHWEIZ: CHRISTIANA-VERLAG ZÜRICH 52

Verbilligte Bücher

Max Ettliger, Philosophische Fragen der Gegenwart	303 Seiten, Halbleinen mit Schutzumschlag	DM 2.25
Joseph Felten, Die zwei Briefe des heiligen Petrus und der Judasbrief übersetzt und erklärt	280 Seiten, Ganzleinen, früher DM 6.50, jetzt	DM 3.50
Johannes Hessen, Die Religionsphilosophie des Neukantianismus	198 Seiten, kartoniert	DM 1.45
Jakob Hammes, Nikolaus Kusanus. Die philosophische Gotteslehre des Nikolaus Kusanus in ihren Grundlehren.	163 Seiten, Ganzleinen	DM 4.50
Hermann Muckermann, Die Religion und die Gegenwart	364 Seiten, kartoniert	DM 1.20
Ignaz Seipel, Der Friede — ein sittliches und gesellschaftliches Problem	216 Seiten, Ganzleinen	DM 5.90
Bernhard Ziermann, Nervöse Seelenleiden und ihre seelsorgliche Behandlung bei Alfons von Liguori	217 Seiten, Halbleinen, früher DM 7.80, jetzt	DM 3.25

Katalog «Verbilligte Bücher» kostenlos

BUCH UND PRESSE, Versandbuchhandlung Heidelberg 0, Schliessfach 140

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich